Erschienen in: Stickel, Gerhard (Hrsg.): Varietäten des Deutschen. Regional- und Umgangssprachen. – Berlin, New York: de Gruyter, 1997. S. 388-392. (Institut für deutsche Sprache. Jahrbuch 1996)

HERMANN BAUSINGER

Dialektverfall oder Mundartrenaissance? – im deutschen Südwesten

Im Schwäbischen galt in vielen Gegenden, daß Obst, das nach dem Galustag im Oktober noch auf den Bäumen hing, von jedermann geerntet werden durfte. Man hatte für diese Nachlese die Ausdrücke *gallen* (nach dem Tagesheiligen) und *afterbergen* – Begriffe, die sich in doppelter Weise auf diese Diskussion beziehen lassen. Einmal verhält es sich so, daß am Ende der Tagung nicht mehr gar so viele Äpfel auf den Bäumen hängen, und die wenigen sind fast alle von einem der Referenten wenigstens angebissen; der Ertrag des Afterbergens kann nicht überwältigend sein. Zum andern sind diese Wörter Teil einer Verlustbilanz, die sich tatsächlich für die Dialekte erstellen läßt: In der Regel kennen nur noch alte, in ländlichem Gebiet aufgewachsene Menschen diese Wörter und ihre Bedeutung.

Es handelt sich – mit dem von Günter Bellmann verwendeten Begriff – um „Sacharchaismen“; die Sache selbst ist verschwunden oder spielt keine Rolle mehr, und so werden auch die Bezeichnungen nicht mehr gebraucht. Die Sache: das ist hier eine ökonomische, in Rechtsbräuchen begründete Realität; in anderen Fällen kann es sich um Gerätschaften, Kleidungsstücke, Arbeitsvorgänge, Institutionen, selbst um Pflanzen und Tiere handeln. Dieser Prozeß ist selbstverständlich nicht neu – die Dialektwörterbücher enthalten, soweit sie historisch angelegt sind, viele Vokabeln mit der Bezeichnung „abgegangen“. Neu, relativ neu ist die Dynamik und Schnelligkeit der Veränderungen; die fortschreitende und sich

beschleunigende technische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklung schafft ständig neue Sachen und Vorgänge und schiebt damit wesentlich mehr tradiertes Sprachmaterial beiseite, als dies früher der Fall war. Die für die Geltung und das Gewicht der Dialekte entscheidende Frage ist deshalb nicht die nach Abgängen, sondern nach Neubildungen, allgemeiner gesprochen: nach der Verarbeitung des Neuen in den und im Dialekt.

Dabei zeichnen sich zwei gegenläufige Tendenzen ab. Auf der einen Seite gibt es sehr viele „Sachmodernismen“, die sich gegen die Eingemeindung in Dialekte sperren, weil die standardsprachliche Etikettierung gewissermaßen Teil der Sache selbst ist. In einem der Vorträge wurde als Beispiel für den durch Handel und Werbung definierten Wortschatz der *String-Tanga* genannt; dafür läßt sich zwar eine schwäbische Variante konstruieren: *Bändeles-Hösle*; aber damit wäre die zur Sache gehörende Konnotation des Neuen, Gewagten, Erotischen beseitigt. Genereller und semantisch neutraler ausgedrückt: Die weitaus meisten der neuen Dinge, Vorgänge, Phänomene stehen so eindeutig in den überregionalen Zusammenhängen von Produktion, Vertrieb, Konsum, daß an eine regionale oder gar lokale sprachliche Aneignung kaum gedacht werden kann. Martin Walser formulierte 1967: „Unser Dialekt hat offenbar schon vor längerer Zeit aufgehört, sich Wörter einzuverleiben, die seitdem eine immer größere Rolle spielen im gesellschaftlichen Verkehr“ – eine Feststellung, die schon weniger absolut und unausweichlich klingt, wenn wir formulieren: *Wir* haben aufgehört, jene Wörter unserem Dialekt einzuverleiben.

Tatsächlich betrifft die Feststellung ganz überwiegend nur die lexikalische Entwicklung. Auf der anderen Seite wird das Neue häufig phonetisch eingemeindet. Ein junger Mann verkündet im Freundeskreis: *Dr Zaiber-schbees brengt's*. (Der cyber-space bringt's). In den Läden unseres Dialektgebiets kauft und verkauft man im allgemeinen nicht Zungenwurst, Bohrmaschinen oder Winterreifen, sondern *Zongewurscht*, *Bohrmaschine* und *Wenterroifa* (ich beschränke mich auf eine grobe, 'literarische' Umschrift).

Dabei gibt es allerdings kaum lokalspezifische Ausprägungen; es handelt sich um Lautungen, die für eine weitere Region gültig sind. Dies läßt sich jedoch kaum verallgemeinern zu dem Befund, daß die engräumigen Dialekte insgesamt durch weiträumige regionale Umgangssprachen abgelöst wurden. Richtig ist, daß besonders ausgeprägte phonetische und syntaktische Besonderheiten (beispielsweise die Verwendung seltener Richtungsadverbien oder die doppelte Verneinung) seltener zu hören sind. Sprecherinnen und Sprecher orientieren sich hierin an den Rahmenbedingungen der Kommunikation, die heute auch im lokalen Bereich fast

immer Menschen zusammenführt, die nicht oder nicht ausschließlich mit dem lokalen Dialekt groß geworden sind. Die frühere Norm, daß sich, wer dazugehören will, ohne Rücksicht auf seine überlokalen Verbindungen und Verpflichtungen im Ort der örtlichen Sprache zu bedienen habe, ist zumindest abgeschwächt; sie ist durch die mobilen Verhältnisse und durch die Anwesenheit vieler Zugewanderter fragwürdig geworden.

Nach wie vor gelten dialektale Besonderheiten aber als lokale Identitätszeichen und werden manchmal bewußt hervorgekehrt. Wenn sie insgesamt eine geringere Rolle spielen, dann hängt dies damit zusammen, daß die Identitätsbefindlichkeiten im Vergleich mit der Vergangenheit sehr viel stärker entlokalisiert sind; sie sind heute eher geprägt durch teils stabile, teils wechselnde Gruppenidentitäten. Konkret heißt das beispielsweise, daß Jugendliche ein Identitätskorsett und -echo eher in Varianten der überlokalen und vorwiegend auch überregionalen Jugendsprache finden als im Dialekt.

Meine Anmerkungen basieren mehr auf Eindrücken als auf empirischen Forschungen. Meines Erachtens ist das Manko zu beklagen, daß die Erforschung sprachlicher Varietäten in relativ selbstgenügsamen Sparten verläuft, während wichtige Probleme gerade in den Übergängen angesiedelt sind: Inwieweit wird die enorme funktionale Ausdifferenzierung von Berufsfeldern und Lebenswelten vom Dialekt eingeholt – also konkret: Wie verhalten sich Dialekte und Fachsprachen zueinander, wie reden die Menschen bei der Arbeit in einer Reparaturwerkstatt oder beim Sport auf dem Spielfeld? Und wie sind die Sonder- und Gruppensprachen dialektal geprägt? Wie werden Medieninformationen in den Dialekt transformiert? Welche Situationen fordern oder fördern den (welchen?) Dialekt? Es liegt auf der Hand, daß für die Beantwortung solcher Fragen die herkömmlichen Forschungsinstrumente – Befragung und Dokumentation auf Tonträgern – keine ausreichende Handhabe bieten. Notwendig sind (auch im jüngsten Überblick über „Empirische Sprachwissenschaft“ von Peter Schlobinski klingt dies an) neue Wege teilnehmender Beobachtung und qualitativer Analyse, die sich durchaus auf Individuen und ihr wechselndes Sprachverhalten konzentrieren kann.

Vermutlich wurden solche Projekte auch deshalb selten in Angriff genommen, weil eine schiefe Opposition im Spiel ist: Geordnete, in Räumen und Schichten beschreibbare Sprachverhältnisse versus individuelle Beliebigkeit des sprachlichen Verhaltens. Diese Vorstellung ist eine postmoderne Falle – erhöhte Komplexität ist nicht Beliebigkeit. Richtig ist, daß das sprachliche Verhalten nicht allein von der Soziallage her erklärt werden kann; die Homologie von Sozialschicht und Sprachschicht – falls sie je in dieser Stringenz bestand – gehört der Vergangenheit an. Richtig ist

auch, daß sich heute die meisten Menschen in verschiedenen Sprachlagen bewegen, in verschiedenen Registern ausdrücken können. Die prinzipielle Möglichkeit und die Häufigkeit der Wahl bringen die Register etwas durcheinander; Kombinationen verschiedener Dialektstufen (oder Kombinationen von Dialekt, Umgangssprache und Standardsprache) innerhalb einer sprachlichen Äußerung bilden keinen Verstoß mehr gegen die Angemessenheit – mit anderen Worten: die Systeme oder systemoiden Gebilde der einzelnen Sprachstufen sind ausgefranst, sind bestenfalls noch 'fuzzy systems'.

All das heißt nicht, daß die Menschen in ihrem Sprachgebaren völlig 'frei' sind. Die Soziologie hat das herkömmliche Klassen- oder Schichtmodell längst überführt in ein komplexeres Gesellschaftsmodell mit zahlreichen sich teilweise überlappenden 'Milieus', denen wohl nicht nur kulturelle Geschmackspräferenzen zugeordnet werden können (wie bei Pierre Bourdieu oder Gerhard Schulze), sondern vermutlich auch Dominanten des Kommunikationsstils und der sprachlichen Orientierung. Aber in keinem der so beschriebenen Milieus gibt es die Festlegung auf eine einzige Sprachlage, auf ein einziges Register; überall gibt es – begrenzte – Wahlmöglichkeiten.

Es ist meines Erachtens eine Frage der Definition, ob man die entsprechenden Wahlentscheidungen als bewußt oder unbewußt bezeichnet. Mein Eindruck ist, daß der Anteil des Bewußtseins leicht unterschätzt wird. Vor ca. 40 Jahren war ich unterwegs zu Tonbandaufnahmen bei nach Ostwürttemberg zugewanderten Ungarndeutschen. Damals schickte ein stolzer Vater seinen siebenjährigen Sohn ans Mikrophon und forderte ihn auf, auch etwas zu sagen. Der war bereit, setzte sich vor das Mikrophon, zögerte aber dann und fragte: *Soll i schwätza, soll i sogä, oder soll i sprecha?* Mit jedem dieser Ausdrücke verband er eine präzise Vorstellung – *schwätzen* war das Schwäbisch seiner Spielkameraden auf der Straße, *sagen* bezog sich auf die donauschwäbische Verkehrssprache, die bei ihm zuhause üblich war, und *sprechen* war die Annäherung an die deutsche Standardsprache. Das waren eindeutig getrennte Möglichkeiten; aber auch wo die verschiedenen Register enger benachbart sind, muß jeweils eine Entscheidung getroffen werden – und die erfolgt zwar nicht in umständlicher und langwieriger Meditation, aber auch nicht völlig unbewußt.

Insofern ist die Aufwertung der Mundart in der Poesie und teilweise auch als öffentliches Sprachmedium, die ihren Höhepunkt in den siebziger Jahren hatte, nicht ohne Bedeutung für die Modalitäten des alltäglichen Sprachgebrauchs. Es ist richtig, daß es sich dabei – ich übernehme die Charakterisierung von Arno Ruoff – großenteils um 'Paramundart'

handelte; diese „Mundartrenaissance“ hatte keine direkte Wirkung auf den Gebrauch des Dialekts im täglichen Leben. Wohl aber eine indirekte. Mundart wurde hier ganz bewußt als eigen-sinnige Sprache dem nivellierten und nivellierenden Standard entgegengestellt. Der Mundart wuchs Prestige zu; sie wurde – nicht nur in spezifischen Soziotopen wie in der Anti-Atombewegung des 'Dreyecklands' – offensiver verwendet, eroberte Domänen, die ihr vorher eher verschlossen waren. Die Hochschulen boten und bieten dafür reiches Anhörungsmaterial; der Dialekt (an den südwestdeutschen Universitäten heißt dies: das Schwäbische) meldet sich in manchen Seminaren und bei manchen Studierenden mit einem kaum gebremsten Geltungsanspruch.

Für eine umfassende Renaissance der Mundart stehen diese Beispiele aber nicht – ebensowenig wie die registrierten Abweichungen vom Dialekt für den Dialektverfall. Dieses (durch Klaus Mattheier?) pointierend entworfene Sprachbild wird nur dann plausibel, wenn der Begriff Dialekt stillgestellt, wenn darunter ausschließlich jene Formen- und Funktionstotalität verstanden wird, die für bäuerliche Gemeinden (angeblich oder wirklich) vor vielen Jahrzehnten charakteristisch war. Wenn dem Dialekt in seinen Erscheinungsformen und in seinen Funktionen aber eine Entwicklung zugebilligt wird, kann von Verfall nicht gesprochen werden. Der Dialekt lebt, weil er sich ändert.

Literatur

- Bourdieu, Pierre (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a.M.
- Schlobinski, Peter (1996): Empirische Sprachwissenschaft. Opladen.
- Schulze, Gerhard (1992): Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart. Frankfurt a.M./New York.
- Walser, Martin (1967): Bemerkungen über unseren Dialekt. In: Martin Walser, Bodensee-Literaturpreis 1967 der Stadt Überlingen. Frankfurt a.M. S. 10-15.